

Ulrich Knellwolf



# Rede, Christenmensch!

Wie den reformatorischen Kirchen  
die mündigen Christen  
abhandenkamen, und dass  
die Predigt nur soll, was sie kann

**TVZ**





Ulrich Knellwolf · Rede, Christenmensch!

**T V Z**



Ulrich Knellwolf



# Rede, Christenmensch!

Wie den reformatorischen Kirchen  
die mündigen Christen abhandenkamen,  
und dass die Predigt nur soll, was sie kann

**T V Z**

Theologischer Verlag Zürich

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Stiftung Verband der stadtzürcherischen evangelisch-reformierten Kirchgemeinden.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2016–2018 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung  
Simone Ackermann, Zürich  
unter Verwendung der Radierung «Der Weg» von Franz Anatol Wyss  
© Franz Anatol Wyss

Druck  
Rosch Buch GmbH, Schesslitz

ISBN 978-3-290-17903-8  
© 2017 Theologischer Verlag Zürich  
[www.tvz-verlag.ch](http://www.tvz-verlag.ch)

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.

# Inhalt

Vorwort 7

## Erster Teil: Mündigkeitsverlust

- Zwinglis Anfang: Evangelium statt Lehrbrief 13  
Laboratorium 16  
Die Bibel in den Händen des Volkes 18  
Geist und Wurst. Ein Kantatentext 22  
Die erste und letzte gemeinsame reformatorische Aktion 27  
Die Nähe zum Abendmahl 33  
Das ekklesiologische Defizit 35  
Mündigkeit 37  
Predigtstörungen 39  
Von unten gesehen. Eine Geschichte aus der Zürcher  
Reformation 42  
Das Kreuz in Stadelhofen 46  
Hirt und Herde 47  
Liturgische Bevormundung 50  
Zwinglis Nacht. Ein Hörspiel 53  
Das Ende von Pluralismus und Meinungsstreit 67  
Freier Geist aus Süden. Eine Rede 68

## Zweiter Teil: Mündigkeitsgewinn

Fülle der Gottheit oder Anfang des Heils?	81
Scheitern an der Prophetie	83
Markinische Unterscheidungen	85
VDM	89
Gleichnisrede	92
Hürden	92
Das dreifache Christenamt	95
Falscher Zungenschlag	99
Prophetische Anrede	101
Kreuzigung	105
Kritik der theologischen Redeformen	108
Fazit	109
Zitierte Literatur	113
Nachweis bereits veröffentlichter Texte	115

## Vorwort

Dieses kleine Buch versucht, den Gründen eines grossen Scheiterns auf die Spur zu kommen. Man kann es das Scheitern der reformatorischen Kirchen an der Prophetie nennen. Genauerhin ist es ihr Scheitern am eigenen, zutiefst biblischen Anspruch, der mit der Übersetzung der Bibel in die Volkssprache und der Lehre vom allgemeinen Priestertum deklariert ist. Er heisst: Mündigkeit der Glaubenden, und er stellt uns vor die Aufgabe, theologisch präzise zu bestimmen, in welchem Verhältnis das Wort der einzelnen Christenmenschen und das Wort derer, die zur Predigt ausgebildet und beamtet sind, zueinander stehen. Dass diese Aufgabe bis heute nicht gelöst ist, manifestiert sich in der die reformatorischen Kirchen seit den Anfängen begleitenden latenten Krise ihres zentralen Stücks, der Predigt.

«Dem Volk auf das Maul sehen.» Auch insofern ist Luthers Ratsschlag beherzigenswert weil aufschlussreich, als er darauf zu achten heisst, wie «das Volk» sprichwörtlich von der Predigt redet. Wer eine «Predigt» über sich ergehen lassen muss, auch wenn sie nicht ausdrücklich Kapuziner- oder Gardinenpredigt genannt wird, weiss, was eine Kopfwäsche ist. Wer «angepredigt» wird, muss eine Durststrecke erdauern, in der doktrinär und entsprechend weltfremd, langweilig und moralisierend an der Hörerschaft vorbeigeredet wird. Wer als Vortragender «predigt», salbadert und drischt leeres Stroh.

Warum gelingt es der Predigt nicht, sich in der Umgangssprache einen besseren Ruf zu erwerben und aus dem Schatten von moralisierender Gesetzlichkeit, Weltfremdheit, leerem Pathos und Langeweile hinauszutreten? Sind es nur Folgen fehlenden Talents, mangelnder Schulung, eines Stubenhockerhorizonts derer, die predigen? Wenn eine Einrichtung von Anfang an so viel Flankenschutz und Beschwörung braucht wie die öffentliche gottesdienstliche Rede, dann stimmt nicht nur mit ihren Akteuren etwas nicht. Ist die Predigt vielleicht etwas anderes, als das, wofür sie ausgegeben und gehalten wird?

Die Frage beschäftigt mich, seit ich predige, also seit rund fünfzig Jahren. Weiss ich, was die Predigt kann und soll? Erwarten wir, Predigerinnen, Prediger wie Hörerinnen und Hörer, weil wir's nicht

genauer wissen, zu viel, zugleich zu wenig und zu Heterogenes – und also schliesslich alles und nichts von der Predigt?

Eines schönen Tages glaubte ich, den Stein der Weisen gefunden zu haben. Er hiess Narration. Man muss erzählen! Schliesslich erzählt die Bibel in grossen Teilen auch. Erzählung fordert zum Erzählen auf und dient damit der Mündigkeit der Hörenden. Also wandte ich mich dem grössten erzählenden Theologen mindestens der schweizerischen reformierten Kirche zu, Jeremias Gotthelf. Bei der Arbeit am Buch über ihn merkte ich, dass mein Stein der Weisen auch seiner gewesen war, aber nur anfänglich. Bald wurde Gotthelf klar, dass die Sache komplexer ist. Mit unerhörtem Aufwand und nicht nachlassendem Entdeckereifer liess er sich, Romane und Erzählungen schreibend, darauf ein, bis er den Durchblick gefunden hatte und in *Anne Bäbi Jowäger* formulieren konnte. Diesen halte ich für einen eminent wichtigen Beitrag zu einer Lösung der chronischen Predigtkrise der reformatorischen Kirchen. Er ist Gegenstand des zweiten Teils und besteht, kurz gesagt, aus der engen Verzahnung von allgemeinem Priestertum, gegenseitiger Auslegung von Bibel und Leben und theologisch verantworteter Verbindung von erzählender und argumentierender Rede von Gott als Fundament des Glaubens, der Vertrauen aufgrund erfahrener Treue ist.

Der erste Teil dieses Buches versucht, das Werden des Zürcher Täuferturns als Manifestation einer reformatorischen Predigtkrise und des drohenden Verlustes allgemeiner christlicher Mündigkeit zu verstehen. Darin sind vier früher entstandene Texte eingebaut, die sich alle darauf beziehen.

Aus Ärger darüber, dass wir Reformationsjubiläen zu Jubel- und kirchlichen Selbstbestätigungsfeiern verkommen lassen, schrieb ich im Jahr von Zwinglis fünfhundertstem Geburtstag das Hörspiel *Zwinglis Nacht*. Es handelt in der Nacht auf den 5. Januar 1527, an dem bei Morgengrauen in Zürich der Täufer Felix Manz in der Limmat ertränkt wurde.

Im Vorfeld des Reformationsjubiläums von 2017 entstanden als Auftragsarbeiten zwei kleinere Texte.

Der eine hat das Wurstessen im Haus des Zürcher Buchdruckers Christoffel Froschauer am ersten Fastensonntag des Jahres 1522 zum Thema. Der Komponist und Pianist Edward Rushton und der Saxofonist Harry White wollten dazu einen Kantatentext

haben, den ich mit Vergnügen schrieb. Dabei entdeckte ich, dass zwei geräucherte Würste theologisch bedeutungsvoller sein können, als man erwarten würde.

Nicht weniger Vergnügen bereitete mir der Auftrag von VDM Käthi Koenig, für das von ihr redigierte Zürcher Heft *Orte der Reformation* eine kurze Geschichte zu verfassen und darin einen Blick von unten in die Zürcher Reformation zu tun. Der Zolliker Bauernsohn und Zürcher Schuhmacher Klaus Hottinger fiel mir dazu ein, der beim Fastenbruch dabei war und Mitglied des Lesezirkels um den Buchhändler Andreas Castelberger wurde. Im Herbst 1523 legte er – nicht ohne es vorher dem Besitzer abgekauft zu haben – das Wegkreuz vor der Mühle in Stadelhofen um, in der Absicht, den Erlös aus dem Verkauf des Holzes an Arme zu verteilen. Für diesen ersten Zürcher «Bildersturm» wurde Hottinger aus Zürich verbannt und am 8. März 1524 in Luzern geköpft.

Die Recherchen zu diesen drei Texten führten mitten in die Jahre der Zürcher Reformation und der Entstehung des Täuferturns, und die Frage drängte sich auf, was die Grundproblematik dieser Entzweiung sei, die insgeheim bis in die Gegenwart fortwirkt. Gotthelf lehrte mich, dass sie, zumindest auch, in der Differenz zwischen gelehrter und laienhafter Bibelauslegung und ihrer nicht gelungenen theologischen Koordination zu suchen ist.

Das bestätigte sich bei der Vorbereitung einer Rede, die mich in die frühe nachreformatorische Zeit führte, als eine Art Nachwehen der Täuferwirren Zürich noch einmal theologisch und politisch beunruhigten. Ich begegnete Bernardino Ochino, dem *Dialogi* verfassenden italienischen *theologus vagans*, und Ulrich Zwingli junior wieder, deren Schicksale mir schon zu denken gegeben hatten, als ich Pfarrer zu Predigern in Zürich und also entfernter Amtsnachfolger des Reformatorssohnes war.

Lisa Briner bin ich sehr dankbar, dass sie das Buch in das Programm des Theologischen Verlags Zürich aufgenommen hat, und fürs Lektorat.

Der Stiftung Verband der stadtzürcherischen evangelisch-reformierten Kirchgemeinden danke ich, dass sie mit einem Druckkostenzuschuss das Erscheinen des Buches ermöglicht.

Weil ohne sie bei mir nichts würde, gilt der grösste Dank Elsbet, meiner Frau.



Erster Teil



Mündigkeitsverlust



## Zwinglis Anfang: Evangelium statt Lehrbrief

Zwingli begann seine Predigtstätigkeit in Zürich mit einer fortlaufenden Auslegung des Matthäusevangeliums. Nicht des Römerbriefs, nicht des Galaterbriefs, auch nicht der Zehn Gebote, des Unservaters oder der Schöpfungs- und Sündenfallgeschichten. Zwingli begann mit der Auslegung des ersten Buchs des Neuen Testaments, das gleichsam als das Normalevangelium galt. Wer das Matthäusevangelium kennt, kennt «das Evangelium»; er kennt den Inhalt des Neuen Testaments, so wird es vorausgesetzt.

Das Unternehmen hat einen aufklärerischen Zug. Es geschieht auf der Kanzel, nicht in Büchern. Denn Zwingli ist Leutpriester, «Volkspriester» (Opitz, *Ulrich Zwingli*, S. 16). Er will der Gemeinde eine Einführung ins Neue Testament geben. Er will ihr die Tür zur Bibel aufstossen. Sie soll befähigt werden, mithilfe der Grundlage des «Normalevangeliums» sich in der Bibel zurechtzufinden und den Glauben durch die Lektüre weiterer biblischer Schriften zu vertiefen. Und: Der Christenmensch soll von seinem Glauben reden können. Denn Glauben und Reden vom Glauben gehören untrennbar zusammen.

Zwinglis Vorgehen entspricht mehr noch als dem des Matthäusevangeliums, das es deutlich darauf anlegt, dass Leser und Hörer weitererzählen können, was sie gelesen oder erzählt bekommen haben. Es steht im Dienst der Mündigkeit der Gemeinde.

Das zeigt sich an Zwinglis Verständnis von Predigt und ganzem Gottesdienst als Lehre; man schaue daraufhin seine gottesdienstlichen Gebete an, die eher eine Unterweisung zum Beten sind. Auch der Wechsel vom Messformular zu dem des oberdeutschen Wortgottesdienstes, das ursprünglich für den Sonntagnachmittag gedacht war und der Predigt die dominierende Stellung im Gottesdienst gibt, ist eigentlich nur zu erklären, wenn er als dienlich für die Unterweisung der Gemeinde gesehen wird, also im Zusammenhang der Bemühungen Zwinglis und seiner Freunde um die Zugänglichkeit der Bibel für das Volk.

Beachtenswert darum, dass Zwingli mit einem Evangelium einsetzt, einem primär narrativen, nicht mit einem argumentativen und katechismusartigen Text. Im Gegenteil. Er beginnt mit

dem, was die Katechismen und vor ihnen schon die altkirchlichen Bekenntnisse und noch vorher die Briefe des Paulus und seiner Schüler weitgehend auslassen: das irdische Handeln und Reden Jesu. Es geht ihm – wie bewusst oder unbewusst auch immer – nicht um Überzeugung der Hörschaft durch möglichst schlüssige Argumentation in der Entfaltung des «Wortes vom Kreuz», sondern um Schaffung von Vertrauen durch die Geschichten, die zum Kreuz Jesu führen.

Die Bibel war bis dahin ein den Laien verschlossenes, für die eigene Lektüre sogar verbotenes Buch. Gelesen wurden die biblischen Perikopen der Messliturgie, die längst nicht die ganze Bibel zur Sprache kommen liessen, lateinisch, dem grössten Teil der Hörschaft unverständlich. Bilder auf Kirchenwänden und Altären, Kapitelle von Säulen stellten zwar biblische Szenen dar, aber nur für die, die die Geschichten schon kannten. Für alle andern redeten sie in Rätseln. Nun aber bekamen die Leute im Gottesdienst die biblischen Geschichten zu hören. Und zwar die des Matthäusevangeliums, des «vollständigsten» Evangelienbuches des Neuen Testaments. Durch die Predigt argumentierend interpretiert, akzentuiert, aber eben Geschichten. Sie waren die Hauptsache. Und sie waren leicht zu behalten und wiederzugeben. Das war «neue Zeitung» (Luther).

Sensationell, dass jetzt jedermann eingeladen war, den «Tempel» zu betreten. Die Schranken waren weg wie bei Jesu «Tempelreinigung». Der Vorhang, der das Allerheiligste, die Bibel, bisher verborgen hatte, war zerrissen wie bei Jesu Kreuzigung. Niemand, der nicht zu dem lebendigen Stein, zum Grundstein des Glaubens, hinzutreten durfte (1. Petrus 2,4). Der in Geschichten lebendig erzählte Jesus war der lebendige Grundstein des Glaubens.

Und der in Geschichten lebendig erzählte Jesus wollte nicht innerhalb der Kirchenmauern bleiben. Es gab etwas zu erzählen! Das drängte hinaus auf die Gassen, Plätze, Strassen der Stadt. Da standen die Leute nach dem Gottesdienst, streckten die Köpfe zusammen und erzählten einander und denen, die nicht dabei gewesen waren, was sie gehört hatten. Die Geschichten erzählten sie, durchsetzt von eigener Auslegung, mehr oder weniger angelehnt an die des Predigers. Von den Gassen, Plätzen und Strassen drangen die Geschichten in die Häuser. Wer weiss, wie mancher Vater,

manche Mutter am Mittagstisch den Kindern und dem Gesinde erzählte, was sie und er in der Kirche gehört hatten. Am nächsten Sonntag waren die Kinder schon ungeduldig und riefen: Erzähl uns die Geschichte! Und die eigenen Geschichten der Leute wurden durchs Erzählen voll von Analogien zu den in der Kirche gehörten.

Erzählen können fast alle. Und gute Geschichten setzen sich auch gegen schlechte Erzähler durch, der springende Punkt einer Geschichte allermeist sogar gegen missverstehende Interpretation. Manche Auslegung, die da implizit mitlief, wird hanebüchen gewesen sein, so dass dem Theologen beim Zuhören die Haare zu Berg gestanden hätten. Aber wie wollte er's verhindern? Er musste es geschehen lassen im Vertrauen auf die sich durchsetzende Klarheit der Schrift, will sagen, im Vertrauen darauf, dass die Geschichte stärker sei als die Auslegung. Auch mit der Toleranz, dass eine Geschichte vielerlei Aspekte hat und mancherlei Interpretation zulässt, offensichtlich Falsches sich beim Erzählen aber auch selbst entlarvt.

Die Geschichten des Matthäusevangeliums, im Gottesdienst vorgelesen, erzählt und ausgelegt, wollten weiterkolportiert werden und verliehen die Fähigkeit dazu.

Hätte Zwingli mit dem Römerbrief angefangen, wäre es anders gekommen. Wer hätte den ausgelegten Text auf der Gasse und zu Hause wiedergeben können? Und wer wäre in der Lage gewesen, eine Zusammenfassung der Predigt für seine Kinder zu liefern so, dass sie die Kinder interessiert hätte und die sie hätten verstehen können?

Was hier anfang, drängte auf Mündigkeit jedes Christenmenschen und schuf sie. Und nötigte ganz im Sinn der erzählenden Evangelien dazu, die Bibel aus dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen in die Sprache des Volkes zu übersetzen. Denn Kinder und Gesinde daheim wollten noch mehr Geschichten hören. Und die durch Lesung und Predigt neugierig gemacht worden waren, wollten nicht bis zum nächsten Sonntag warten müssen. Sie wollten selber lesen, was so wichtig oder auch gefährlich war, dass man es ihnen bisher vorenthalten hatte. Sie wollten wissen, was im Allerheiligsten des Tempels stand, jetzt, da sie Zutritt hatten.

## Laboratorium

Hinterher sieht es aus wie eine Versuchsanordnung. Aber im Vollzug kannte keiner den nächsten Schritt. Dabei stand das Gebäude auf dem Spiel, aus dem unversehens etwas wie ein Laboratorium geworden war. Es konnte jederzeit in die Luft gehen. Erst recht, weil die darin Agierenden nicht an einem Strick zogen. Die einen wollten das Haus unbedingt erhalten, da sie die Unbehaustheit und ihre barbarisierenden Folgen fürchteten, wohingegen die andern überzeugt waren, nur wenn es zum Einsturz gebracht werde, könnten an seiner Stelle statt Gefängniszellen endlich menschenfreundliche Wohnungen gebaut werden.

Das Gebäude war alt. Gut 1200 Jahre alt. Kaiser Konstantin der Grosse war der Architekt gewesen; er und seine Nachfolger hatten es errichtet. Ein Bau aus politischem Gemeinwesen und kirchlicher Lehre. Das Gemeinwesen der Stein, die Lehre der Mörtel. Und zuoberst, als Schlussstein im Gewölbe, der alles zusammenhielt, die staatlich verordnete Taufe der Kinder.

Seit Jahrhunderten war von notwendigen Erneuerungen die Rede gewesen. Der Stein schien noch gut. Jedoch war der Mörtel spröd geworden, der Zusammenhalt dadurch gefährdet. Trotzdem hatte man sich nie auf die Massnahmen einigen können. Der Rezepte waren viele, zu viele, viel zu verschiedene, und keines wurde ernsthaft verfolgt. Jetzt jedoch galt es ernst.

Denn plötzlich, schwer zu sagen, warum ausgerechnet jetzt, war Bewegung in die Starre gekommen. Das Stichwort hiess Heilige Schrift. Gesagt werden kann nur, dass, die die Sache angriffen, Leser waren, bei denen dieses Buch sich gegen die Last der Tradition, deren Gebote, Verbote, Scheuklappen, Tabus durchsetzte. Man kommt nicht darum herum, Namen zu nennen, obwohl das leicht zu dem falschen Eindruck verleitet, es habe sich um eine Initiative theologischer und politischer Eliten gehandelt. Es war aber eine Volksbewegung. Gewiss gibt es gelehrte Vorläufer, weiter zurückliegende und unmittelbare. Jan Hus gehört zu Erstern, Erasmus vom Rotterdam zu Letztern. Aber es sind insbesondere zwei Namen, die für den Anfang der Bewegung selbst stehen: Martin Luther in Wittenberg und Ulrich Zwingli in Zürich. Vielleicht erscheinen die zwei deshalb als die entscheidenden Anfänger, weil

beide eine Obrigkeit hinter sich hatten, die ihnen den Rücken frei hielt, Luther den Kurfürsten Friedrich, Zwingli Bürgermeister und Räte von Zürich. Was schuld daran sein mag, dass die beiden, Luther von allem Anfang an, Zwingli nach einigem Zögern, entschlossen waren, das Gebäude zu schonen, lediglich den Mörtel zu ersetzen und einige Umgestaltungen im Innern vorzunehmen. Auch so war das Unternehmen ohne Vorbild. Das liess Vorsicht als geraten erscheinen. Die Akteure waren wie Wanderer, die sich im Dunkel vortasteten. Sie mussten versuchen.

Fazit ist, dass das Gebäude stehen und der Schlussstein noch für lange Zeit an seinem Platz blieb.

Die Schritte des Versuchs in Zürich waren:

- Die Auslegung des Matthäusevangeliums durch Zwingli als Öffnung der Heiligen Schrift.
- Das Wurstessen vom ersten Fastensonntag des Jahres 1522, das eine Folge der allen offenstehenden Schrift war, Laienperspektive mit Theologenperspektive koordinierte und in dem daraus erwachsenden Buch Zwinglis (*Die freie Wahl der Speisen*) zum Grundsatz führte, dass, was nicht von der Schrift geboten ist, für den Glauben auch nicht verpflichtend sei.
- Der Lesezirkel des Buchhändlers Andreas Castelberger, von Handwerkern, Gewerbetreibenden und Bauern 1522 oder 1523 wahrscheinlich nach dem Vorbild von Zwinglis gelehrter Sodalität gegründet, der sich mit dem Römerbrief beschäftigte und dabei die Laienperspektive deutlicher akzentuierte (siehe dazu Strübind, *Eifriger als Zwingli*).
- Klaus Hottingers Fällung des Wegkreuzes in Stadelhofen im Herbst 1523, die aus der Laienperspektive eine öffentlich sichtbare Folgerung zog.
- Zwinglis Schrift *Der Hirt* von 1524, schon durch die Wahl der Titelmetapher ein Indiz, dass in seinen Augen die Laienperspektive gefährlich wurde und es jetzt darauf ankam, die Gemeinde, einer Herde gleich, zusammenzuhalten, damit sie nicht auseinanderlaufe.

- Zwingli – vom Rat korrigierte – Abendmahlsliturgie von 1525, die das Laienwort zu einem liturgischen machen wollte.
- Die Hinrichtung von Felix Manz durch Ertränken in der Limmat am 5. Januar 1527, die demonstrierte, dass aus der Differenz von Theologen- und Laienperspektive ein Todesstreifen geworden war.
- Als Nachspiel: Die Kollision von aus Italien eingewanderten reformatorisch gesinnten freien Geistern mit der die Kirche beherrschenden und keinen Dialog mehr duldenden Theologenperspektive.

Im Nachhinein fällt das Urteilen leicht. Jedoch ist zu bedenken, dass keiner der Akteure auf Vorbilder zurückgreifen konnte; Schnittmuster gab es nicht. Jeder entschied zum ersten Mal, und meistens gab es keine zweite Chance.

## Die Bibel in den Händen des Volkes

Jeder Christenmensch soll das Evangelium nicht nur hören, sondern auch selbst lesen können. Darum sorgten die reformatorischen Theologen umgehend für die entscheidende Voraussetzung dazu. Im September 1522 kommt Luthers «Septembertestament» heraus, die Übersetzung des Neuen Testaments ins Deutsche, 1524 wird es von Froschauer in Zürich nachgedruckt. 1525 druckt Froschauer das in Zürich übersetzte Alte Testament, 1531 die ganze Bibel in (Ober-) Deutsch. 1534 erscheint ebenfalls die ganze Bibel in Wittenberg in der Übersetzung Luthers.

Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments aus ihren Grundsprachen Hebräisch und Griechisch und aus der Sprache der westlichen Kirche, dem Latein, in die Volkssprache, in die Sprachen der Völker zu übersetzen, war ein waghalsiges Unternehmen. Eine Religion legte ihre Heilige Schrift ungeschützt in die Hände des Volkes. In die ihrer Anhänger, in die ihrer Bestreiter, in die der Rechtgläubigen wie der Häretiker, in die der Männer und der Frauen und auch in die Hände anderer Religionen. Das Allerhei-

ligste sollte so öffentlich wie irgend möglich und für jedermann zugänglich sein. Der Vorhang im Tempel ist zerrissen «von oben an bis unten aus» (Markus 15,38).

Ähnliches war schon einmal schiefgegangen. In der ersten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrhunderts soll in Ägypten von zweiundsiebzig jüdischen Gelehrten in zweiundsiebzig Tagen die jüdische Bibel aus dem Hebräischen in die Koine, die griechische Umgangssprache jener Zeit, übersetzt worden sein. Anlass dazu war, dass viele Juden in der Diaspora nicht mehr Hebräisch verstanden. Die Übersetzung wurde in den Synagogengottesdiensten verwendet, und später machten die Christen reichlich Gebrauch von ihr; der Wortlaut alttestamentlicher Zitate und Anspielungen im Neuen Testament entspricht überwiegend dem dieser Übersetzung, der sogenannten Septuaginta. Auch in den christlichen Gemeindeversammlungen wurde aus der Septuaginta vorgelesen, wodurch die Juden den Eindruck bekommen mussten, sie seien ihres Buches beraubt. Die wortgetreue Übersetzung des Aquila aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert ersetzte für die Juden die Septuaginta, die um 400 n. Chr. aus dem Synagogengottesdienst verschwand.

Mit der Septuaginta verfolgten die Juden nicht primär missionarische Absichten. Anders der früheste der vier neutestamentlichen Evangelisten, Markus. Er schreibt im Zusammenhang mit dem Untergang des Tempels von Jerusalem, 70 n. Chr., eine einermassen nach biografischem Leitfaden geordnete Sammlung von Jesusgeschichten. Er schreibt in der griechischen Umgangssprache und betont einfach. Ebenso einfach ist der Aufbau. Jedermann soll, was hier geboten wird, verstehen, memorieren und weitererzählen können.

Das Buch ist das öffentlichste Medium der Zeit, in gewisser Hinsicht öffentlicher als die öffentliche Rede, nämlich mit grösserem Wirkungsradius. Markus zieht damit die Konsequenz aus dem, was er selbst erzählt: Der Vorhang im Tempel verbirgt das Allerheiligste nicht mehr; das Innerste des Tempels ist aller Welt sichtbar. Was ist das Allerheiligste der Christen? Der Gekreuzigte, der, nach Markus, mit dem Verlust seines Lebens seine Ankündigung besiegelte, dass das Reich Gottes im Kommen sei, und dadurch selbst zum Anfang des kommenden Gottesreiches wurde.

Der Tempel von Jerusalem, auch für die Christen, selbst wenn sie Heidenchristen waren, das irdische Zentrum des Glaubens, war seit 70 n. Chr. dahin. An seinen Ort stellt Markus das Buch mit den Geschichten von Jesus als «Grundlage des Evangeliums von Jesus Christus, dem Sohn Gottes» (Markus 1,1). Man muss nicht mehr nach Jerusalem wallfahren; das Allerheiligste kommt in Form von Erzählung und Schrift zu den Leuten, so wie Jesus in die Städte und Dörfer kam, und deren Bewohner nicht, wie wenn sie zu Johannes dem Täufer wollten, in die Wüste an den Jordan hinaus pilgern mussten.

Markus will so viel Öffentlichkeit wie irgend möglich. Denn «unter allen Völkern muss zuvor das Evangelium verkündigt werden» (Markus 13,10). Wovor? Bevor alle Völker «den Menschensohn auf den Wolken kommen sehen mit grosser Macht und Herrlichkeit» (Markus 13,26). Was erst eine Behauptung und darum noch unklar ist, die Auferweckung Jesu aus dem Tod, wird dann klar werden; «dort werdet ihr ihn sehen» (Markus 16,7). «Denn es gibt nichts Verborgenes, das nicht offenbar werden, und nichts Geheimes, das nicht an den Tag kommen soll.» (Markus 4,22) Vorläufig aber ist noch nicht die Zeit des zweifelsfreien Sehens, sondern des Hörens und Vertrauens. Darum: «Wer Ohren hat zu hören, der höre!» (Markus 4,23), und wer Augen hat, der lese.

Daran knüpfen die Reformatoren an. Das Evangelium, die *promissio*, wie Luther sagt (siehe dazu Bayer, *Promissio*), darf keine Geheimbotschaft sein. In öffentlicher Rede soll es unter die Leute gebracht werden. Denn das Evangelium ist das Salz der Erde. Salz, unter Verschluss gehalten, ist sinnlos. Salz ist da, um unter die Speisen gemengt zu werden.

Damit lassen sich die reformatorischen Theologen auf ein grosses Risiko ein, das sie am Anfang unterschätzen. Was sie, die Theologen, Umstürzendes in der Heiligen Schrift entdeckt haben, würde den sich ernsthaft damit befassenden Laien genauso einleuchten wie ihnen selbst, davon gehen sie als selbstverständlich aus. So wie Luther selbstverständlich davon ausgeht, dass durch die Neuentdeckung des Evangeliums die Juden keinen Grund mehr haben, nicht Christen zu werden.

Umso grösser das Erschrecken, als es anders kommt. Nur schon, weil die Theologen selbst sich nicht einig sind. Vor allem aber, weil